

A close-up, high-contrast portrait of a woman's face, focusing on her eyes and lips. The image is dark, with the woman's features highlighted by soft lighting. Overlaid on the image is text in a glowing, white, sans-serif font. The text is arranged in five lines, reading from top to bottom: 'KATE WHITE', 'ZU', 'SCHÖN', 'ZUM', and 'STERBEN'. The 'O's in 'SCHÖN' have two small blue dots above them, indicating a German umlaut. At the bottom center, there is a red rectangular box containing the white text 'Weltbild'.

KATE WHITE

ZU

SCHÖN

ZUM

STERBEN

Weltbild

Die Leiche ist ausgerechnet in einem angeblich doch so gesunden Seetangwickel verschnürt. Eigentlich ist die Reporterin Bailey Weggins in das idyllisch gelegene Wellness-Hotel gereist, um sich von ihrem Liebeskummer zu erholen. Doch sie stolpert über eine Leiche. Natürlich kann Bailey ihre Neugier nicht zügeln. Und wer könnte etwas dagegen haben, dass sie bei ihren Nachforschungen eng mit der örtlichen Polizei, vertreten durch den attraktiven Detective Jeffrey Beck, zusammenarbeitet? Bald erhält sie den entscheidenden Hinweis, was hinter der Fassade des luxuriösen Wellness-Hotel wirklich geschieht. Aber da ist es schon zu spät: Leise, hartnäckig und tödlich ist der Mörder nun auf ihrer Spur...

Bailey Weggins Reihe

1. Wenn Blicke töten könnten
2. Zu schön zum Sterben
3. Auf dass der Tod uns scheidet
4. Nur über ihre Leiche

Kate White

Zu schön zum Sterben

Thriller

Aus dem Amerikanischen von Helmut Splinter

Weltbild

Die Autorin

Kate White, geboren am 3.9.1951, ist eine amerikanische Schriftstellerin und Magazin-Editorin. Von 1988 bis 2012 war sie Chefredakteurin der Cosmopolitan. Neben Bestseller-Romanen verfasste sie auch schon zahlreiche Berater über den Weg zum Erfolg. Diese sind besonders an Frauen adressiert, da sie mit diesen ihre eigenen Erfahrungen teilen will.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel A Body to Die For.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2020 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2003 by Kate White

First published by Warner Books, Inc., an AOL Time Warner Company, New York

Translation rights arranged by The Sandra Dijkstra Literary Agency

All Rights Reserved

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2005 by Verlagsgruppe Random House GmbH

Übersetzung: Helmut Splinter

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-363-1

Für meine fantastischen Brüder, die ich sehr liebe: Mike, Jim, Rick, Chuck und Steve

Wenn ich an den vergangenen schrecklichen Herbst zurückdenke – an die Morde, meine furchtbare Entdeckung und die Gefahr, in der ich damals steckte –, wird mir klar, dass ich die ganze Sache möglicherweise hätte vermeiden können, wenn mein Liebesleben nicht so beschissen verlaufen wäre. Oder, besser gesagt: wenn es überhaupt eins gegeben hätte. Gegen Ende des Sommers hatte mir ein Typ, wegen dem ich ziemlich gaga im Hirn gewesen war, einen Tritt in den Arsch verpasst, und jetzt, wo sich mein Herz längst nicht mehr so aufgescheuert anfühlte wie meine Knie nach einer Nummer auf dem Teppich, hatte ich mich von einem Häufchen Elend zu einem sauertöpfischen Männerschreck gewandelt. Ich hatte den Eindruck, ich würde über meinem Kopf ein Schild tragen mit der Aufschrift: »Noch einen Schritt näher, und du kriegst eins in die Fresse.«

Als ich Anfang Herbst zu einem kostenlosen Wochenende ins Cedar Inn and Spa in Warren, Massachusetts, ein Wellness-Hotel, eingeladen wurde, ergriff ich die Chance. Ganz ehrlich, ich hatte nicht erwartet, dort jemanden kennen zu lernen – außer vielleicht ein paar reiche Frauen in pastellfarbenen Sportanzügen und mit Hüfttäschchen, die sich einbilden, ihre Zellulitis löse sich wunderbarerweise in Wohlgefallen auf, wenn sie sich nur von oben bis unten mit Sheabutter einschmieren lassen. Ich sollte auch zugeben, dass ich diese ganze Wellness-Chose normalerweise ziemlich bescheuert finde. Einmal hatte man mich gratis mit einer Pflaumen-Kürbis-Gesichtsmaske zugekleistert, und als die Sache endlich überstanden war, hatte ich das Gefühl, ich könnte damit auf der Anrichte eines Brunch-Buffets zwischen gebratenem Truthahn und gerösteten Brotwürfeln posieren.

Aber für eine gute Massage lasse ich alles stehen und liegen, und ich hoffte, dass ein paar davon und ein Tapetenwechsel meine Laune heben und mein Herz wieder auf Hochtouren bringen würden.

Leider brach kurz nach meinem Eintreffen die Hölle los.

Kurz vor sieben am Freitagabend erreichte ich Warren. Eigentlich noch eine ganz vernünftige Zeit, aber drei Stunden später, als ich vorgehabt hatte. Aufgrund mehrerer Umstände war mein Zeitplan über den Haufen geworfen worden. Ich bin freie Journalistin, mit dem Spezialgebiet menschliche Schicksale und Verbrechen, und ein Interview, das ich mit einem Psychologen für einen Artikel über Massenhysterie führen wollte, war vom Vormittag auf den frühen Nachmittag verlegt worden. Am liebsten hätte ich es ganz abgeblasen. Doch der Artikel musste Ende der darauf folgenden Woche fertig sein, und mir stand das Wasser schon bis zum Hals. Erst um halb vier war ich auf der Straße und hatte damit die Garantie, irgendwo zwischen Manhattan und Massachusetts in den Feierabendverkehr zu geraten – was auch geschah. Außerdem wurde ich auf dem New York State Thruway von einem brennenden Fahrzeug aufgehalten, das auf der entgegengesetzten Fahrbahn stand. Das veranlasste die Fahrer auf meiner Seite, im Schneckentempo vorbeizurollen, um besser gaffen zu können. Man hätte denken können, die vordere Hälfte der Titanic sei aus dem Wasser gezogen und entlang der Straße abgeladen worden.

Wäre ich planmäßig angekommen, hätte mich die Eigentümerin des Hotels, Danielle

alias Danny Hubner, begrüßt. Sie war es, die mich zu dem kostenlosen Wochenende eingeladen hatte. Als alte College-Kollegin meiner Mutter hatte Danny mich gedrängt, sie mal zu besuchen, seit sie den Laden vor drei oder vier Jahren aufgemacht hatte. Doch immer hatte ich bis oben hin in Arbeit gesteckt – oder war in den verschiedenen Stadien meines Leids gefangen, in dem ich mich nach der vor zwei Jahren erfolgten Auflösung meiner Hals über Kopf geschlossenen Ehe suhlte: Herzschmerz, Heilungsprozesse und manische Geilheit. In diesem Herbst hatte ich wegen meiner gereizten Stimmung einem Besuch schließlich zugesagt.

Ich stellte es mir herrlich vor, nicht nur rund um die Uhr verhätschelt zu werden, sondern auch einige Zeit mit Danny zu verbringen. Sie war nämlich auch meine Freundin, und ihre leicht exzentrische Ausstrahlung hatte etwas Erfrischendes für mich. Ich hatte das Gefühl, dass sich mein Besuch auch für sie rentieren würde. Meine Mutter hatte kurz vor ihrem Abflug nach Athen zu einer Mittelmeerkreuzfahrt angerufen und gesagt, dass Danny in letzter Zeit in einer Krise stecke, sie aber nicht wisse warum. Meine Mutter machte sich Sorgen, Danny könnte Probleme mit ihrem zweiten Mann, George, haben, dessen Bekanntschaft mir bisher erspart geblieben war und für den meine Mutter kein gutes Wort übrig hatte.

Da ich zu spät kam, war Danny schon fort. Laut der Dame an der Rezeption war sie in die Stadt gefahren, um ein paar Geschäfte zu erledigen, die sie nicht mehr aufschieben konnte, aber sie ließ mir ausrichten, dass sie sich später mit mir treffen würde. Ich erhielt eine kleine Führung durch die Anlage, bevor man mich auf mein Zimmer brachte.

Das Hotel, ein verschachteltes, mit Holz verkleidetes Gebäude vermutlich aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, war umwerfend und sah in Wirklichkeit noch schöner aus als auf den Fotos, die ich gesehen hatte. Es triefte nicht von diesem spröden Landhauscharme, den man oft in restaurierten Gasthäusern findet, sondern war elegant und dezent eingerichtet – Beige- und Cremetöne und braun-weiße Karostoffe. Und nirgends war ein herumwirbelnder Wetterhahn oder ein Holzschwan zu sehen.

Da es schon spät war, nahm ich an, ich hätte meine Chance auf eine Massage vertan, doch meine Führerin erklärte mir, Danny habe für mich einen Termin um acht Uhr vormerken lassen – vor dem verschobenen Abendessen. Das Bad, das auch Tagesgäste aus der Gegend in Anspruch nehmen konnten, hatte bis um zehn geöffnet.

Ich hatte noch etwa eine Viertelstunde bis zur Massage, um etwas zur Ruhe zu kommen. Mein Zimmer, eigentlich eine Suite mit einem eigenen kleinen Wohnbereich, konnte nicht hübscher sein. Auch hier herrschten Karos vor, aber in Rot und Weiß, die gut zu den verschiedenen eigenartigen Druckstoffen passten. Ich packte die Sachen aus, die am leichtesten knitterten, und hängte sie in den Schrank. Ich schreibe für den Gloss, und in einer der letzten Ausgaben habe ich gelesen, dass man seine Kleider in Seidenpapier wickeln soll, damit sie nicht knittern, aber ich werde mir wohl kaum die Zeit nehmen, das zu tun, ebenso wenig wie ich meine Unterhosen bügeln werde. Als Nächstes duschte ich kurz und ließ den heißen Wasserstrahl über meine von der langen Fahrt schmerzenden Muskeln gleiten.

Mit einem dicken Handtuch aus ägyptischer Baumwolle trocknete ich mich ab. Dank eines Handtuchwärmers war es heiß wie eine gebackene Kartoffel. Als ich meinen Körper

darin einhüllte, bemerkte ich einen kleinen Tonkrug auf der Badezimmerablage. Er war voll mit bernsteinfarbenem Badesalz, und ein kleines Etikett informierte darüber, dass es im Wellness Center zum Kauf angeboten wurde. Es bestand aus einer Mischung aus Sandelholz und süßem Orangenaroma mit einem Hauch Weihrauch, bei dem ich, wie das Etikett versprach, »in einen Zustand völliger Verzauberung eintauchen und mich mit Ur-Energie voll tanken« könnte. O Gott, genau das, was ich brauchte! Hieß das etwa, ich könnte an ein und demselben Wochenende beides bekommen? Ich blickte nach oben in den Spiegel. Ich bin 1,68 Meter groß, habe kurzes, dunkelblondes Haar und blaue Augen, und mit meiner halbwegs sportlichen Figur gelte ich als hübsch. Aber es ließ sich nicht leugnen, dass ich derzeit müde, geradezu ausgebrannt aussah. Ich würde weiß Gott wie viel Badesalz brauchen, um mich verzaubert und voller Energie zu fühlen.

Ich traf ein paar Minuten zu früh unten im Wellness-Bereich ein. Er nahm einen großen Teil der Anlage ein, ein Anbau an der östlichen Seite des Hotels. Die Ausstattung war asiatisch beeinflusst: beige Wände, unregelmäßig geschlagene Steinfliesen, Bambuspflanzen in großen wachsfarbenen Töpfen und lange Flure mit hauchdünnen beigefarbenen Vorhängen, die sich schon vom Zug, den man beim Vorbeigehen erzeugte, nach außen wölbten. Hier sah es ganz anders aus als im Hotel, aber da beide Teile in gedämpften Tönen gehalten wurden, passten sie irgendwie wieder zusammen.

In einem großen Umkleideraum zog ich mich aus und wartete zehn Minuten im so genannten Ruheraum. Betörende asiatische Musik spielte im Hintergrund, Wasser gluckerte in kleinen Brunnen über Steine, und der Geruch von grünem Tee waberte von zwei flackernden Kerzen herüber. Ich versuchte, mich zu entspannen und die Sache zu genießen, kam mir dabei aber ein bisschen dämlich vor. Irgendwie hatte ich das Gefühl, ich wäre mitten in einer Szene aus Tiger & Dragon gelandet.

Glücklicherweise dauerte es nur noch fünf Minuten, bis ich in einen Behandlungsraum geführt wurde. Ich konnte es kaum abwarten, dass meine Massage begann und die schmerzenden Knoten aus meinen Muskeln herausgeknetet wurden. Meine einzige Sorge: Mein letzter körperlicher Kontakt mit einem Vertreter meiner Spezies lag schon so weit zurück, dass ich Angst hatte, bei der ersten Berührung gleich loszuwinkeln – wie ein armes, kleines Hündchen aus dem Tierheim. Leider erhielt die Massage auf einer Skala von null bis zehn von mir nur den Wert sieben. Meine »Therapeutin«, eine rothaarige Frau über dreißig, kannte sich aus und hatte genügend Kraft in ihren Händen, doch sie schien abgelenkt zu sein und hielt immer wieder in seltsamen Momenten in ihrer Bewegung inne. Mich jedenfalls machte es stutzig, und ich überlegte schon, ob mit meinem Hintern was nicht in Ordnung war – vielleicht ein fatter Furunkel! Ließ sie das ihre Arbeit ständig unterbrechen und entsetzt auf meinen Allerwertesten starren? Ich war fast erleichtert, als ich endlich wieder in meine Suite verschwinden und mich einfach gehen lassen konnte.

Nachdem ich beim Zimmerservice ein Clubsandwich und ein Glas Merlot bestellt hatte, packte ich den größten Teil der restlichen Sachen aus meiner Tasche. Die Unterwäsche und Hemden stopfte ich in eine Kommode. Bei meinen ersten Reisen hatte ich mich immer gefragt, wer wohl Hotelkommoden benutzte, doch in letzter Zeit, im reifen und fortgeschrittenen Alter von dreiunddreißig Jahren, habe ich entdeckt, dass ich nicht mehr gar so gern jedes Mal meinen Koffer durchwühle, wenn ich mich anziehe.

Innerhalb von zwanzig Minuten wurde mein Essen gebracht, das ich gierig verschlang. Nachdem ich das Fenster einen Spaltbreit geöffnet hatte, zog ich mich aus und schlug die dicke weiße Steppdecke auf dem Bett zurück. Ich freute mich darauf, im Bett zu lesen, noch dazu in seidiger Bettwäsche, die sich anfühlte, als würde sie eine sehr hohe Fadendichte aufweisen.

Während ich so dalag, merkte ich, wie meine Gedanken in eine Richtung abschweiften, wo sie nicht hin sollten. Mit anderen Worten: Ich grübelte schon wieder über meinen letzten Liebhaber. Sein Name war Jack Herlihy – er war ein fünfunddreißigjähriger Psychologieprofessor aus Washington D.C., den ich im Mai kennen gelernt hatte, als er für einen Sommerkurs nach New York gekommen war. Damals hatte Jack meinen Weg, ganz anders als die anderen Männer, mit denen ich mich traf, wie eine frische Brise gekreuzt. Er sah toll aus, hübsch, aber nicht wie ein Weichei. Außerdem war er ein guter Zuhörer – das erwartete man schließlich von einem Seelenklempner –, und er schaffte es, all das gleichzeitig zu verkörpern, ohne, wie einige Männer aus New York, zuviel Gel in den Haaren zu haben. Er schien direkt zu sein, keiner von den Typen, die versprechen, am nächsten Tag anzurufen, sich dann aber wochenlang nicht melden und einen vermuten lassen, dass sie ihre Zeit in Hundejahren messen. Jack mochte keine Spielchen – oder zumindest war es das, was ich annahm, bevor er sie zu spielen begann.

Während meiner Grübeleien über Jack versuchte ich meist herauszufinden, wie ich die Sache verpatzt hatte. Zugegeben, unsere Romanze hatte langsam angefangen, doch Jack schien mit dem Tempo ganz zufrieden zu sein, und mir war es mit Sicherheit recht so. Seit mein Exmann – von Beruf Anwalt und Glücksspieler – das Feld geräumt hatte, war ich ziemlich scheu gewesen. Jack und ich hatten ein paar spaßige Nächte im Village verbracht – er hoffte, eventuell nach New York umziehen zu können –, einen herrlichen Tag am Strand auf Fire Island und eine Nacht halb nackt und fummelnd in seiner Wohnung, während der ich ihm klar machte, dass ich bis zur Vollversion noch eine Weile warten wollte.

Anfang Juli hatte er jedoch erklärt, seine jüngere Schwester habe eine Hirnhautentzündung und er werde die Wochenenden immer zu Hause in Pittsburgh bei seiner Familie verbringen. Da sein Leben nun eine verrückte Wendung nahm, wolle er unsere Beziehung für die nächsten Wochen auf Eis legen, bis er und seine Familie das Schlimmste überstanden hätten. Ich versprach, da zu sein, sobald sein Leben wieder in normalen Bahnen verlaufen würde.

Den ganzen Juli hindurch und während der ersten Augustwoche standen wir in Telefonkontakt, bis ich schließlich nichts mehr von ihm hörte. Ich redete mir ein, ich müsste geduldig sein und dass er mit der Krankheit seiner Schwester beschäftigt sei. Doch als ich nach mehreren Wochen noch immer kein Lebenszeichen von ihm erhalten hatte, wurde ich langsam panisch. Da ich keinen Grund hatte anzunehmen, dass er ins Nationale Zeugenschutzprogramm aufgenommen worden war, hegte ich den Verdacht, dass er mich mit einem Tritt in den Arsch abserviert hatte.

Aber es kam noch dicker. Kurz vor dem Tag der Arbeit durchstreifte ich das Village auf der Suche nach Herbstschuhen, als ich ihn in der Ferne mit ein paar Frauen entdeckte, die wie Studentinnen aussahen. Er wirkte gesprächig, verführerisch, ganz der Herr Was-

kümmert-mich-die-Welt. Als ich mit wackligen Beinen in ein Geschäft huschte, um nicht gesehen zu werden, war schließlich klar, dass es aus und vorbei war.

Die einzige Frage, die mir nicht aus dem Kopf ging, war: Warum? War sein Interesse an mir nicht stark genug, so dass die Krankheit seiner Schwester dafür herhalten musste, mich auf Abstand zu halten? Hatte er während unserer Trennung eine andere kennen gelernt? Hatte ihn meine Bitte, den sexuellen Teil unserer Beziehung etwas langsamer anzugehen, entmutigt, obwohl er geklungen hatte, als würde er das ganz in Ordnung finden?

Als ich in Gedanken gerade zum millionsten Mal dieses ermüdende Terrain beschreiten wollte, klingelte das Telefon.

»Bailey, hier ist Danny. Ich habe dich doch nicht geweckt, oder?«

Ich sah sie vor meinem geistigen Auge, während sie sprach. Sie war Anfang sechzig, hatte blond-graues, leicht gelocktes Haar und war hübsch, oder vielmehr ziemlich attraktiv, würde ich sagen. Und sie war sehr klein – nur knapp über 1,50 Meter groß – und dürr wie eine Zaunstange.

»Nein, nein, ich liege nur mit einem Buch im Bett«, beruhigte ich sie. »Danny, dein Hotel ist absolut großartig. Du hast wirklich hervorragende Arbeit geleistet.«

»Danke, meine Liebe. Wie war dein Abend?«

Nun, während der vergangenen zwanzig Minuten hatte ich in einer frisch aufgeplatzten emotionalen Wunde herumgebohrt, um zu sehen, ob ich mich zum Schreien bringen könnte – aber diese schäbigen Details ersparte ich ihr.

»Phantastisch. Ich habe eine herrliche Massage bekommen und dann ein leichtes Abendessen hier in meinem Zimmer – oder sollte ich sagen, in meiner Suite, die einer Prinzessin angemessen wäre?«

»Wer hat dich massiert? Erinnerst du dich?«

»Eine Frau. Rothaarig. Ihr Name hat mit P angefangen, glaube ich.«

»Piper. Sie hat wundervolle Hände, findest du nicht auch?«

»Ja, ganz bestimmt.« Ich wollte Piper nicht in Schwierigkeiten bringen, indem ich verriet, dass sie an diesem Abend mit dem Kopf nicht ganz bei der Sache gewesen war.

»Übrigens habe ich für morgen vier Uhr nachmittags ein Treffen mit dir und Josh, dem Manager des Wellness Center, vereinbart – wenn dir das recht ist.«

Ich schreibe jedes Jahr ein paar Reiseberichte – eine Möglichkeit, mir kostenlos die Welt anzuschauen, und eine angenehme Pause von der Verbrechensmühle. Danny hoffte nun, dass mir, solange ich in ihrem Hotel meine Seele baumeln ließ, ein paar Ideen kommen würden, wie man ihr Hotel bei Redakteuren und Reisejournalisten besser anpreisen könnte.

»Klar«, entgegnete ich. »Aber wann werden wir zwei uns sehen?«

»Wie wär's mit einem gemeinsamen Frühstück morgen früh?«, fragte Danny. »Wäre zehn Uhr für dich in Ordnung?«

»Absolut, obwohl ich dann vielleicht von der Massage noch ganz benommen bin.«

Ihr Lachen hörte sich an wie das leise Klimmern eines Schlüsselbunds. »Na ja, du weißt ja, was ich immer sage: Von etwas Gutem kann man nie genug kriegen. Warte ab, bis du in den Genuss der anderen Anwendungen gekommen bist, für die ich dich vorgemerkt

habe. Bis du schon mal mit heißen Steinen massiert worden?«

»Nein – aber ich bin zu allem bereit, solange es nichts mit meinem Dickdarm zu tun hat.«

»Oh, Bailey, du hast mich schon immer zum Lachen gebracht«, sagte sie. »Also, ich werde mich jetzt zurückziehen, weil mir wegen einer bestimmten Geschichte schier der Kopf platzt. Ich bleibe heute Nacht übrigens im Hotel, falls du mich aus irgendeinem Grund erreichen willst.«

»Machst du das, damit du die Sache auch mal aus der Perspektive der Gäste siehst?«

»Zum Teil. Aber auch, weil George nicht in der Stadt ist und ich äußerst ungern allein da draußen bin. Unser Haus ist zwar nicht weit von hier entfernt, aber trotzdem sehr abgelegen. Treffen wir uns morgen in der Eingangshalle?«

»Ja, perfekt. Ich kann's kaum abwarten.«

Das meinte ich auch so. Ich fühlte mich ihr gegenüber in tiefer Schuld. Ich war zwölf gewesen, als sie mich nach dem Tod meines Vaters ein bisschen in ihre Obhut genommen hatte. Damals hatte sie mich, als meine Mutter wegen ihres eigenen Schmerzes kaum in der Lage war, mich zu trösten, zu allen möglichen Ausflügen und Abenteuern mitgeschleppt. Danny muss schon früh meine Faszination fürs Makabre erkannt haben, weil wir auf einer unserer Exkursionen nach Salem gefahren waren, um mehr über die Hexenprozesse herauszufinden. Meine Mutter hatte uns mit leicht scheelem Blick angeschaut, als sie es mitbekommen hatte, aber für mich war es der Himmel auf Erden gewesen.

Meine Familie hatte Danny schließlich aus den Augen verloren, nachdem sie nach Westen gezogen war, wo sie eine unglückliche Ehe führte. Doch als sie mit einem neuen Mann zurück nach Massachusetts gekommen war, hatten sie und meine Mutter wieder Kontakt aufgenommen. Obwohl ich ihr erst jetzt einen Antrittsbesuch im Hotel abstattete, hatten Danny und ich ein paarmal miteinander telefoniert, und einmal hatte ich mit ihr in New York zu Mittag gegessen, als sie geschäftlich in der Stadt gewesen war.

Der Anruf von Danny hatte meine Gedanken an Jack verscheucht, und ich griff wieder zu dem Einrichtungsbuch, mit dem ich mich ins Bett verkrochen hatte. In letzter Zeit hatte ich das verzweifelte Bedürfnis gespürt, meine Wohnung in Greenwich Village zu verändern. Nach meiner Scheidung hatte ich den ganzen modernen Kram weggeworfen, den zu kaufen mein Ex mich gedrängt hatte, und die Wohnung im Santa-Fe-Flair mit zimtfarbenen Wänden und einigen billigen Körben eingerichtet. Doch abgesehen von dem Gefühl, ausgebrannt zu sein, langweilte mich die ganze Sache auf einmal. Letzte Woche hatte ich den Einrichtungsredakteur vom Gloss um Hilfe gebeten und mit ansehen müssen, wie sich ihm bei der Beschreibung meiner Wohnung vor Entsetzen schier die Haare aufgestellt hatten. So wie er tat, hätte man denken können, ich hätte die ganze Wohnung mit Zottelteppichen ausgelegt.

»Santa-Fe-Stil östlich des Mississippi ist ziemlich daneben«, hatte er gesagt. »Das Licht stimmt nicht. Abgesehen davon – wer hat noch Bock auf türkisfarbene Kojoten mit einem Tuch um den Hals?«

Er hatte einen Minimalstil vorgeschlagen und ein Buch für mich aus seinem Regal gezogen.

Vier oder fünf Kapitel hatte ich schon durchgeackert, alles in Betracht gezogen von Weiß bis zu üblem, billigem Plunder, als ich instinktiv auf mein Handgelenk blickte, um zu sehen, wie spät es war. Meine Armbanduhr war nicht da.

Ein Fall für eine kleine Panikattacke. Die Uhr stammte von meinem Vater, eine alte Edelstahl-Rolox, die ich seit seinem Tod trug. Meine Gedanken rasten durcheinander, ich versuchte, mich zu erinnern, wo ich sie gelassen hatte. Ich wusste, dass ich sie während meiner Fahrt nach Massachusetts umgehabt hatte, weil ich darauf geschaut hatte. Da sie wasserdicht war, nahm ich sie beim Duschen nie ab. Also die Massage. Wahrscheinlich hatte ich sie nicht im Schrank im Umkleideraum gelassen, sondern im Behandlungszimmer abgenommen und auf einen kleinen Hocker in der Ecke gelegt. Es war klar: Ohne meine Uhr würde ich nicht einschlafen können.

Ich rief die Nummer vom Wellness Center an, die ich auf einer Liste auf dem Telefon fand. Während ich zählte, wie oft es klingelte, beugte ich mich vor zur Digitalanzeige der Uhr auf dem Nachttisch – 22:25. Ich war nicht überrascht, als niemand abhob.

Plan B: Ich würde einfach hinuntergehen. Vielleicht war ja jemand dort, der sauber machte und sich nicht um klingelnde Telefone kümmerte.

Ich warf die Decke zurück und zog dieselben Klamotten an, die ich schon vorher angehabt hatte. Mein Zimmer lag im ersten Stock des Hotels nicht weit von der Hintertreppe entfernt, die vom Hotel aus direkt zum Seiteneingang des Wellness-Bereichs führte. Als ich den Flur entlanghuschte, war ich überrascht, welche Totenstille hier herrschte – kein Stimmengemurmel, kein Fernseher und keine Kopfenden von Betten, die gegen die Wand knallten. Die Gäste ließen sich offenbar lieber mit Luffaschwämmen abpolstern statt sich flachlegen zu lassen.

Die Tür zum Bad bestand aus stabilem Glas und gestattete mir einen unmittelbaren Blick auf den kleinen Eingangsbereich, der den Gästen des Hotels vorbehalten war. Es war dunkel, nur das Licht in einer Vitrine mit den Produkten des Wellness Center brannte. Ich klopfte an die Tür und versuchte, sie zu öffnen. Ohne Erfolg. Als ich mich umdrehte, glaubte ich jedoch drinnen etwas gehört zu haben, einen dumpfen Schlag, den ich mir nicht erklären konnte.

Es schien, als sei doch noch jemand dort, aber ich würde zur Hauptrezeption gehen müssen, die jedoch nur von außen zu erreichen war. Als ich den Flur im Erdgeschoss entlangging, entdeckte ich einen Notausgang. Von hier gelangte ich auf den Parkplatz, der nur von ein paar Sicherheitslampen und einem großen trüben Mond beleuchtet wurde. Ich ging um die Ecke des Gebäudes herum und erreichte den Haupteingang des Wellness Center.

Ich war überrascht, wie kühl die Nacht war. Es war Anfang Oktober und tagsüber mit knapp über zwanzig Grad fast mild gewesen, doch jetzt war die Temperatur um mindestens zehn Grad gefallen. Der böige Wind rüttelte an den Ästen. Es war eine jener Nächte, die all diejenigen eines Besseren belehrten, die hofften, der Sommer würde ewig dauern.

Noch bevor ich die Tür erreicht hatte, sah ich, dass ich meine Zeit verschwendet hatte. Rechts und links des Eingangs befand sich jeweils ein schmales Fenster, und dahinter war es dunkel. Auf dieser Seite standen keine Fahrzeuge, und keine Menschenseele war zu

sehen. Bis auf den Wind und ein schwaches Pfeifen von den Autos, die auf dem entfernt liegenden Highway dahinrasten, war es vollkommen ruhig. Plötzlich wurde ich nervös, als ich so alleine in der Dunkelheit stand.

Ich spurtete über den Parkplatz zum Vordereingang des Hotels. Dort standen etwa zwanzig Fahrzeuge, die wohl den Gästen gehörten. Die Eingangstür war offen, und ich ging zur Rezeption, wo eine höchstens fünfundzwanzigjährige junge Frau saß und auf einen Computerbildschirm starrte. Wie meine Masseurin hatte auch sie leuchtend rotes Haar, das sie mit einer kleinen, blauen Spange zusammenhielt. Ohne Zeit mit der Frage zu verschwenden, ob sie mir helfen könnte, erklärte ich ihr meine Situation und bat sie, das Bad für mich aufzuschließen.

»Tut mir Leid, ich darf niemanden ins Wellness Center lassen«, erklärte sie. »Aber es wird um sieben schon wieder geöffnet. Ich kann einen Zettel unter der Tür durchschieben und bitten, dass jemand gleich nach Ihrer Uhr sucht. Wer hat Sie massiert?«

»Piper.«

»Ach, ich bin sicher, dass sie die Uhr irgendwohin gelegt hat. Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen.«

»Sie haben sicher Recht, aber es ist nun mal wichtig für mich«, drängte ich. »Die Uhr hat einen ungeheuren persönlichen Wert für mich. Wer könnte mir denn die Tür aufsperrern?«

»Na ja, das könnte Danielle tun, aber ...«

»Ich möchte sie nicht wecken. Gibt es sonst noch jemanden?«

Mit an die Decke gerichtetem Blick dachte sie nach.

»Also, der Chef hat heute frei gehabt. Aber ich denke, ich könnte Miss Piper anrufen. Sie ist stellvertretende Chefin, und sie hat einen Schlüssel.«

»Aber dann muss sie den ganzen Weg noch mal zurückfahren.«

»Nein, sie wohnt gleich hier um die Ecke. Hinten gibt es ein Haus für unsere Mitarbeiter. Ich glaube nicht, dass es ihr was ausmacht, schnell mal herzukommen.«

Natalie – der Name stand auf ihrem Anstecker – suchte sich die Nummer von einer Liste auf ihrem Schreibtisch und wählte. Nach fünf- oder sechsmaligem Klingeln meldete sich aber nur der Anrufbeantworter. Natalie hinterließ eine Nachricht, in der sie erklärte, was geschehen war, und bat um Rückruf.

»Sie ist wohl zum Essen in die Stadt gegangen«, vermutete sie, als sie den Hörer wieder auflegte. »Ich glaube nicht, dass sie lange weg sein wird. Es gibt noch eine andere Stellvertreterin, Anna ...«

Sie ließ ihre Stimme abfallen, ohne mich zu fragen, ob ich wollte, dass man sie anrufe. Offenbar hoffte sie, dass ich meinen Eifer etwas im Zaum halten würde.

»Ich kann warten, bis Miss Piper zurückkommt«, meinte ich.

Wieder in meinem Zimmer, konnte ich vor lauter Besorgnis kaum lesen. Ich hatte gerade zum vierhundertsten Mal auf die digitale Uhr geschaut – es war 23:13 –, als das Telefon klingelte. Es war Piper.

»Hallo, Miss Weggins. Natalie hat gesagt, Sie hätten Ihre Uhr im Behandlungszimmer vergessen.«

»Ja, ich bin ziemlich sicher, dass sie auf dem kleinen Hocker in der Ecke liegt. Haben

Sie sie nicht gesehen?«

»Nein, ich erinnere mich aber auch nicht, dass ich dorthin geschaut hätte.« Sie zögerte eine Sekunde. »Ich gehe einfach schnell rüber und sehe mal nach – ich wohne gleich hinter dem Hotel.«

In ihrer Stimme schwang so etwas wie geschäftsmäßige Höflichkeit mit, die verriet, dass sie mir den Gefallen nicht aus angeborener Großzügigkeit tat, sondern weil von den Mitarbeitern erwartet wurde, dass sie sich für die Gäste den Arsch aufreißen.

»Gott, es ist mir ja gar nicht recht, dass Sie wegen mir noch mal rausmüssen, aber ich sterbe, wenn die Uhr verloren geht. Sollen wir uns unten treffen?«

»Ich kann die Uhr auch gerne bei Ihnen im Zimmer vorbeibringen – aber wahrscheinlich ist es tatsächlich besser, Sie zeigen mir genau, wo Sie sie Ihrer Meinung nach vergessen haben.«

Sie meinte, wir sollten uns vor dem Durchgang vom Hotel zum Wellness-Bereich treffen. Ich hatte mich noch nicht ausgezogen, so dass ich in weniger als zwei Minuten unten war. Allerdings dauerte es noch weitere fünf Minuten, bis Piper den Weg vom Vordereingang des Hotels entlanggeschlendert kam. Es war seltsam, wie anders sie ohne »Uniform« aussah. Statt eines beigefarbenen T-Shirts und der weiten beigefarbenen Hose trug sie Jeans und ein kurzgeschnittenes, langärmliges, grünes Jerseyhemd im Knitterlook. Ihr rotes, zuvor zusammengebundenes Haar ergoss sich wie ein Buschfeuer über ihre Schultern.

Die Liebenswürdigkeit in ihrem Gruß schien aus derselben Quelle gespeist zu sein wie die Höflichkeit, die sie am Telefon an den Tag gelegt hatte. Sie hatte bereits die Schlüssel in der Hand, und als sie aufschloss und die Tür aufdrückte, schob sie den Griff leicht nach oben. Offenbar war sie mit den Macken der Tür vertraut.

Nachdem sie im Eingangsbereich das Licht eingeschaltet hatte, folgte ich ihr den Flur entlang. Der Geruch nach grünem Tee hing immer noch in der Luft, außerdem etwas anderes, vielleicht Jasmin. Nur unsere Schritte auf dem Boden waren zu hören. Ich fand es gruselig, nach Feierabend hier allein mit der Frau zu sein.

Ich hätte mich nicht mehr daran erinnert, in welchem Zimmer ich massiert worden war, doch sie schien sich sicher zu sein. Als wir die offen stehende Tür erreichten, blieb sie abrupt stehen wie eine Gazelle, die den Geruch eines Raubtiers aufnimmt.

»Was ist los?«, fragte ich.

»Da hinten brennt Licht«, flüsterte sie und deutete mit dem Kinn den Flur entlang. Unter einer Tür war ein Lichtspalt zu erkennen.

»Ist dort jemand?«, fragte ich genauso leise wie sie.

»Nein. Das ist komisch. Ich könnte schwören, dass ich das Licht ausgeschaltet und die Tür offen gelassen habe. Gehen Sie schon mal nach Ihrer Uhr schauen. Ich sehe mal dort nach.«

Sie schaltete das Licht für mich ein, und während sie den Flur entlangmarschierte, ging ich schnurstracks auf den Hocker zu. Mit den Lippen formte ich für die Götter ein »Oh, danke«, als ich die Rolex einsam und verlassen dort liegen sah. Ich schob sie mir gerade übers Handgelenk, als ich einen Schrei hörte.

Mit rasendem Herzen stürzte ich aus dem Zimmer. Piper stand wie gelähmt in der Tür

am Ende des Flurs.

»Was ist los?«, rief ich.

Ihr Gesicht war voller Panik, als sie sich zu mir drehte. Sie brachte kein Wort heraus. Ich rannte auf sie zu und schob mich an ihr vorbei ins Zimmer. Auch dies war ein Behandlungszimmer, allerdings etwas größer als dasjenige, in dem ich massiert worden war. In dem dämmrigen Licht konnte ich zunächst nichts Auffälliges entdecken – bis ich auf den Boden blickte.

Dort auf den Steinfliesen lag reglos ein Körper, oder zumindest dachte ich, es müsste ein Körper sein. Er war von oben bis unten in eine Art Silberfolie eingewickelt. Ich erkannte die Umrisse der Gliedmaßen, des Oberkörpers und des Kopfes mit den sich abzeichnenden Konturen der hervorstehenden Nase. Das Ganze sah aus wie eine Mumie. Wie eine schreckliche Mumie aus dem Weltraum.

Ich erstarrte genauso wie Piper. Es war wie in einem Traum, in dem man denkt, man sei wach, und versucht, sich zu bewegen, aber alles, selbst die Augenlider, sind wie gelähmt.

»Ist ... ist das ein Kunde?«, stotterte ich in meiner Dummheit. Eine Sekunde lang hatte ich tatsächlich geglaubt, dass jemand zu einer Art Heilbehandlung in Folie eingewickelt und dann versehentlich vergessen worden war. Aber das war natürlich unmöglich, weil dieser Mensch hier gar nicht atmen konnte.

»Ich weiß nicht, wer das ist«, antwortete Piper heiser. »Das kann ich nicht sagen.«

Widerstrebend näherte ich mich dem Körper, beugte mich runter und berührte ihn leicht mit der Hand. Lauwarm. Wie etwas, das aus dem Herd gezogen und mit Alufolie abgedeckt worden war. Ich tastete einen größeren Bereich ab, um herauszufinden, ob sich der Körper bewegte oder atmete. Ich konnte nichts feststellen. Aber da die Folie noch warm war, hieß das, dass der Mensch darunter vielleicht noch lebte.

»Gibt's hier ein Telefon?«, stieß ich hervor, als ich mich zu Piper umdrehte.

Sie wirkte benommen, als sei sie von einem Pferd am Kopf getreten worden. »Äh, nein, hier drin nicht«, antwortete sie und ließ ihren Blick ziellos durchs Zimmer schweifen.

»Gut, dann rennen Sie zur Rezeption und rufen Sie die 9-1-1 an«, trug ich ihr auf und blickte ihr suggestiv direkt in die Augen. »Können Sie das tun?«

»Was soll ich sagen?«

»Dass sie einen Krankenwagen herschicken sollen – und die Polizei. Dass es um Leben und Tod geht. Dann kommen Sie sofort zurück und helfen mir. Und ... und bringen Sie eine Schere mit. Los. Beeilen Sie sich.«

Als sie aus dem Zimmer stürzte, kniete ich neben dem Körper nieder. Aufgrund der Form und der Länge war ich mir ziemlich sicher, dass es sich um eine Frau handelte. Hektisch ließ ich meine Hände über den Kopf gleiten auf der Suche nach der Stelle, an der die Silberfolie endete. Ich wusste, dass man an einem Tatort nichts verändern durfte, aber wenn dieser Mensch hier noch lebte, musste ich etwas tun. Rasch merkte ich, dass die Folie mit grauem Klebeband befestigt war, das ich in dem düsteren Licht bisher nicht bemerkt hatte. Selbst durch das Klebeband hindurch spürte ich die Konturen des Gesichts, und es drehte sich mir schier der Magen um, als ich die Nase und den Mund erreicht hatte.

Ich atmete einmal tief ein, zwang mich zur Ruhe und brachte sogar das Zittern meiner Hände unter Kontrolle. Langsam und vorsichtig, als würde ich Blindenschrift lesen, suchte ich nach dem Ende des Klebebandes. Erst als ich den Kopf anhub und mit den Fingern am Nacken herumtastete, fand ich es endlich. Während ich den Kopf anhub, zog ich das Klebeband ab und rollte es dabei zusammen. Es war dreimal herumgewickelt und machte beim Abziehen ein Geräusch wie quietschende Reifen auf Asphalt. Nachdem ich es endlich entfernt hatte und es zusammengeknüllt in meiner Hand lag, machte ich mich an die Folie. Es schien, dass sich mehrere Lagen um Kopf und Körper befanden. Diese abzuwickeln würde eine Ewigkeit dauern. Es wäre klüger, in der Gegend von Nase und Mund ein Loch hineinzureißen.

»Beeilen Sie sich!«, rief ich, als ich Pipers Schritte im Flur hörte. Ich war erleichtert, als ich sah, dass sie die Schere nicht vergessen hatte.

»Wie lange, haben sie gesagt?«, fragte ich besorgt und griff nach der Schere.

»Ich weiß nicht. Sie wollten, dass ich am Telefon bleibe, aber es reicht nicht bis hierher.«

Ich versuchte, eine Spitze der geöffneten Schere unter den Rand der Silberfolie zu schieben, doch bestand die Gefahr, dass ich die Haut und das Fleisch darunter verletzen würde.

Also kratzte ich stattdessen mit der Schere über der Stelle hin und her, an der ich den Mund vermutete. Endlich hatte ich ein winziges Loch hineingeritzt, kaum größer als das in einer Ampulle mit Schmerzmitteln, deren Verschluss man mit einem Kugelschreiber aufgestochert hat. Aber es war immerhin ein Anfang. Abwechselnd machte ich mit der Schere kleine Schnitte und zog mit den Fingern die Folie ab. Endlich kam etwas zum Vorschein – ein Teil der Lippen. Meine Finger arbeiteten schneller, bis fast der ganze Mund freigelegt war.

Ich hielt mein Ohr daran, um zu horchen, ob die Person atmete. Nichts, wobei allerdings mein Herz so laut pochte, dass ich kaum etwas anderes wahrnahm.

Erneut machte ich mich an der Folie zu schaffen und zog sie um die Nasenlöcher herum ab, dann warf ich einen kurzen Blick nach hinten zu Piper. Sie stand mit offenem Mund da, beobachtete mich und strich nervös mit den Händen über ihre Arme.

»Sie müssen mir helfen, ja?«, drängte ich. »Um den Körper herum ist Klebeband. Sehen Sie hier? Versuchen Sie, es abzuwickeln. Wenn Sie mit den Fingern entlangfahren, finden Sie das Ende.«

Immer noch blickte sie bestürzt, als ob sie meine Worte nicht verstanden hätte, doch bevor ich sie noch einmal bitten konnte zu helfen, kniete sie sich nieder und tastete mit der Hand den Oberkörper ab, als würde sie testen, ob eine Herdplatte heiß war. Ich hatte keine Zeit ihr zu zeigen, wie sie es besser anstellen konnte.

Ich machte mich wieder an meine Arbeit, die Folie aufzuschneiden und abzuziehen. Bald hatte ich genügend gelöst, so dass ich sie wie ein Stück Stoff aufschlitzen konnte. Endlich hatte ich die Nasenlöcher freigelegt, danach die Nase und das linke Auge, das geschlossen war. Piper hinter mir stöhnte, aber ich sah nicht nach ihr, sondern drehte mein Ohr wieder zum Gesicht, um zu hören, ob die Person atmete. Ich holte tief Luft und versuchte es mit Mund-zu-Mund-Beatmung. Die Lippen waren kühl wie Krabbeltiere, die man an einem verregneten Abend vom Boden aufhebt. Mein Magen schlug Purzelbäume, als ich merkte, dass die Frau tot sein musste. Aber ich versuchte es wieder und pumpte Luft in ihren Mund. Keine Reaktion. Nach etwa zwanzig Atemzügen gab ich auf.

»Sie ist tot«, sagte ich, schwindlig im Kopf, als ich mich zu Piper drehte. Sie lehnte sich auf ihren Absätzen mit weit aufgerissenen Augen und offenem Mund zurück.

»O Gott«, war alles, was sie sagen konnte.

»Wissen Sie, wer es ist?«, fragte ich.

»Ich glaube ... ich glaube, es ist Anna Cole.«

»Arbeitet sie hier?« Ich erinnerte mich, dass das Mädchen an der Rezeption den Namen Anna erwähnt hatte.

»Ja, sie ist Therapeutin.«

»War sie noch hier, als Sie heute Abend gegangen sind?«

»Ja. Ich bin gegangen, nachdem ich mit Ihnen fertig war, aber Anna und diese andere Therapeutin hatten noch einen Termin um neun Uhr. Anna sollte nach der Arbeit abschließen. O Gott, wer konnte ihr nur so was antun?«

»Ich weiß nicht, aber wir müssen hier raus. Gehen wir lieber in den Empfangsbereich und warten auf die Polizei.«

Sie blickte verwirrt, folgte aber meinen Anweisungen. Sie tappte vor mir hinaus auf den Flur in die entgegengesetzte Richtung, aus der wir gekommen waren, zur Hauptrezeption. Ich blieb ihr auf den Fersen und hielt sie in Bewegung, als wäre ich ein Polizeihund.

Der Empfangsbereich war hell erleuchtet. Offenbar hatte Piper die Lichter eingeschaltet, als sie den Notruf verständigt hatte.

»Sind wir hier sicher?«, flüsterte Piper verzweifelt. Natürlich stellte ich mir die gleiche Frage. Der Mörder war möglicherweise schon fort, aber sicher war ich mir nicht. Ich lauschte einen Moment auf Geräusche aus dem Wellness Center, aber das Einzige, was ich hörte, war Pipers ängstliches Keuchen.

»Ich glaube, es ist in Ordnung, wenn wir einfach hier bleiben«, beruhigte ich sie.

»Gott, ich glaube, mir wird schlecht«, sagte sie plötzlich. Ihr Gesicht war gespenstisch weiß.

Ich nahm sie am Arm, führte sie zu einem der khakifarbenen Sessel und zwang sie, sich zu setzen.

»Legen Sie Ihren Kopf zwischen die Beine und lassen ihn dort eine Minute lang runterhängen«, wies ich sie an.

Während ich mit einer Hand auf ihrem Rücken neben ihr stand, überflog ich den Empfangsbereich. Auf den ersten Blick gab es keine Anzeichen für einen Einbruch. Natürlich hatte ich auch die Ohren gespitzt, um zu hören, ob von irgendwo aus dem Wellness Center ein Geräusch zu uns drang.

Nach einer Minute atmete Piper wieder etwas ruhiger, was mir die Gelegenheit gab, Danny anzurufen. Nachdem ich der Dame an der Rezeption erklärt hatte, dass es sich um einen Notfall handelte, bat ich sie, mich zu Danny durchzustellen. Danny klang völlig benommen – ohne Zweifel hatte ich sie aus dem Schlaf gerissen.

»Danny, hier ist Bailey. Tut mir Leid, dass ich dich wecke, aber hier unten im Wellness Center gibt es einen Notfall.« Ich sprach langsam, um ihr die Chance zu geben, vollständig wach zu werden.

»Was ist los? Alles in Ordnung mit dir?«

»Ich bin mit Piper ins Bad gegangen. Wir haben eine Leiche hier unten gefunden. Jemand wurde in Silberfolie eingewickelt ...«

»Mylar«, unterbrach mich Piper. »Es ist Mylar-Folie.« Ich ignorierte ihre Bemerkung für den Moment.

»Oh, mein Gott! Wer ist es?«, fragte Danny.

»Wir sind nicht hundertprozentig sicher, aber Piper glaubt, es könnte Anna Cole sein.«

Ich erklärte, dass ich die Polizei bereits verständigt hätte und dass wir an der Rezeption warteten. Sie wollte gleich herunterkommen, aber ich bat sie, den Haupteingang zu

nehmen.

»Was hatten Sie eben gesagt?«, fragte ich Piper, nachdem ich aufgelegt hatte.

»Ich habe gesagt, es ist Mylar. Es wird in Kombination mit unserer Algenpackung verwendet. Zuerst wird man mit dem Zeug eingerieben, dann mit dieser Mylar-Folie eingewickelt.«

»Wird dieses Mylar auch um den Kopf gewickelt? Ich meine, so dass Öffnungen zum Atmen gelassen werden?«

»Nein, nein, das wäre ganz furchtbar. Das Algenzeug wird heiß und fängt an, Blasen zu schlagen.«

»Hat Anna heute Abend so eine Packung gemacht?« Ich wusste, dass ich Piper eigentlich nicht ausfragen sollte – das stand nur der Polizei zu –, aber ich verspürte das dringende Bedürfnis zu erfahren, was der Frau passiert war, die ich erfolglos zu retten versucht hatte.

»Nein, solche Packungen machen normalerweise zwei europäische Frauen. Abends werden dafür keine Termine mehr vereinbart.«

»War Annas Kunde ...«

Als plötzlich an der Tür gepocht wurde, drehten wir uns gleichzeitig erschreckt um. Es war Danny. Piper sprang auf, doch bevor sie die Tür erreicht hatte, hatte Danny sie bereits geöffnet. Ein Windstoß fegte durch den Empfangsbereich.

»Hast du deinen Schlüssel benutzt?«, fragte ich rasch.

»Ja, es war abgeschlossen. Warum?«, wollte sie wissen. Ihr kurzes, grau-blondes Haar war vom Liegen aufgebauscht, als wäre es toupiert. Unter ihrer hellblauen Steppjacke trug sie noch ihren Schlafanzug.

»Weil ich mich frage, wie dieser Mensch hereinkam, der das hier gemacht hat.«

»Wo ist sie?«, fragte Danny verzweifelt. »Wo ist Anna?« Sie duftete nach Sandelholz, und es kam mir unpassend vor, dass sie angesichts solcher Ereignisse so gut roch.

»Ich weiß nicht genau, ob es Anna ist«, sagte Piper. »Ich konnte nicht genug von ihrem Gesicht erkennen.«

»Die Leiche liegt in einem der Behandlungszimmer«, erklärte ich. »Aber du kannst da jetzt nicht reingehen. Wir müssen auf die Polizei warten.«

»Dann ... erkläre mir doch wenigstens, was hier vor sich geht«, verlangte sie. »Was treibt ihr zwei um diese Zeit im Wellness Center? Und warum bist du überhaupt hier, Bailey?«

Ich brachte sie kurz auf den Stand der Dinge. Gerade als ich fertig war, fuhr ein Polizeiwagen mit wild flackerndem Blaulicht vor. Zwei uniformierte Polizisten stiegen aus, rannten die Stufen zum Eingang hinauf und schoben die Tür auf.

Einer der beiden, ein Babygesicht, konnte nicht älter als zwanzig sein und hatte offenbar erst am Morgen seinen Abschluss an der Polizeiakademie gemacht. Seine hervorquellenden Augen konnten einen vermuten lassen, die Einsatzleitung hätte ihm mitgeteilt, dass hier möglicherweise ein Raumschiff mit Außerirdischen gelandet war. Seine Partnerin hatte ihr Haar unter die Mütze gesteckt, war mindestens zehn Jahre älter und hübsch, wirkte aber ziemlich hart.

»Um was geht's hier?«, fragte sie kurz angebunden.

Danny übernahm die Angelegenheit, stellte sich vor und fasste zusammen, was ich ihr erzählt hatte. Die Frau bellte in ihr Funkgerät, als sie mit ihrem Kollegen in Richtung des Behandlungszimmers marschierte. Sie forderte Verstärkung an. Falls die Stadt groß genug war, würde es hier auch Detectives geben, die den Fall in die Hand nehmen würden. Wenn nicht, würde man die Staatspolizei rufen.

In den nächsten Minuten herrschte das reine Chaos. Die Notärzte trafen ziemlich schnell ein. Kurz darauf tauchten zwei Typen auf, offenbar Detectives in Zivil, zogen sich schnalzend Gummihandschuhe über und rannten den Flur entlang. Ich vermutete, das Aufregendste in Warren an einem Freitagabend war ansonsten ein Faustkampf zwischen zwei Typen mit Vokuhila-Frisur und Schnauzern. Das hier würde eine echt riesige Sache werden.

Es herrschte rege Hektik um uns herum, während wir drei mit dem jungen Polizisten als unserem Babysitter traurig in den Sesseln am Empfang saßen. Danny sah tierisch besorgt aus, und aus Pipers Adern schien alles Blut gewichen zu sein. Ich selbst dachte die meiste Zeit über Anna nach – oder wer auch immer hinten im Behandlungszimmer wie eine Mumie eingewickelt lag. War sie zuerst getötet worden? Oder war sie lebendig eingewickelt worden, so dass sie erstickte?

Als die beiden Detectives etwa zehn Minuten später wieder auftauchten, notierten sie sich unsere Namen und wollten einen kurzen Bericht vom Abend. Dann sollten wir im Hotel warten, bis uns jemand verhören würde.

Der junge Polizist bekam den Auftrag, uns zu begleiten, nachdem wir die Anweisung erhalten hatten, nicht miteinander über den Fall zu sprechen. Als wir das Bad verließen, sperrte die Polizistin bereits den Bereich vor dem Gebäude mit gelbem Band ab.

Als wir uns die halbe Strecke über den Parkplatz entlanggeschleppt hatten, fuhr ein schwarzes Auto an uns vorbei und hielt neben dem Krankenwagen. Der Fahrer war offenbar schon um die fünfzig, weil sein silbergraues Haar im Licht des Bads glitzerte, als er ausstieg. Eine Sekunde lang blieb er stehen, als wolle er sich in Gedanken ein Bild von dem Gebäude machen.

Piper ging ziellos neben dem Polizisten her, Danny und ich folgten. Ich hielt sie beschützend am Ellbogen, als ich merkte, dass wir noch nicht einmal die Zeit gehabt hatten, uns zu begrüßen.

»Oh, Bailey«, seufzte sie. »Es tut mir so Leid, dass du in das hier reingeraten bist.«

»Mach dir keine Sorgen um mich«, beruhigte ich sie. »Ich bin froh, dass ich hier sein kann, um dir zu helfen. Du brauchst mir nur zu sagen, was ich für dich tun kann.«

Die trockenen Blätter, die über den Parkplatz wehten, sahen aus wie ein Rudel von Mäusen auf der Flucht. Hinter uns hörte ich die Stimmen der Polizisten und Sanitäter und das Rauschen der Funkgeräte. Die Geräusche müssen einen Schalter in meinem Gehirn umgelegt haben, da ich mich plötzlich an den dumpfen Schlag erinnerte, den ich gehört hatte, als ich zum ersten Mal auf der Suche nach meiner Uhr vor der Tür des Wellness-Bereichs gestanden hatte. War dort drin gekämpft worden, überlegte ich nun? Hatte jemand die Frau auf den Boden gedrückt, als er sie mit der Folie eingewickelt hatte? Oder hatte sie auf dem Boden gezappelt und versucht, sich zu befreien, nachdem der Täter geflohen war? Mich überkamen heftige Schuldgefühle. Vor der Tür hatte ich gedacht, der

dumpfe Schlag stammte von jemandem, der dort drin putzte – aber dann hatte ich herausgefunden, dass niemand mehr im Wellness Center gewesen war. Wenn mich das Geräusch doch nur etwas mehr alarmiert hätte, wenn ich doch nur die Frau an der Rezeption im Hotel verständigt hätte! Wenn ich etwas unternommen hätte, egal was, wäre die Frau aus dem Massageraum vielleicht noch am Leben.